Nr. 647. 39. Jahrgang. Mittwoch, 21. Dezember 1916

Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

England vor der Entscheidung.

Herrn Asquiths große Stunde ist gekommen. Er hat das Ende der vor drei Wochen begonnenen Wahlschlacht in Edinburg bei seinem Gegner Lord Rosebery abgewartet, der ihm jüngst vorhersagte, wenn die Regierung auch nur fünf Stimmen an ihrer Mehrheit einbüßen werde, sei es aus mit ihrem Feldzug gegen die Lords. Die fünf Stimmen sind ihr geblieben und zwei neue sind dazu gekommen, und mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich Asquith gestern abend von dem gegnerischen Lord, um schnurstracks zum König zu fahren.

Ganz England, das ganze britische Reich hält den Atem an. In dem gewaltigen Streit um die Rechte des Volkes haben nun alle Instanzen gesprochen, nur die letzte, der König nicht. Die Unionisten haben das „Referendum", das sie verlangten, erhalten. Das Volk ist befragt worden, ein zweites Mal, wie es über die Beschränkung der Vetorechte des Oberhauses denke, noch entschiedener, direkter, uneingeschränkter gefragt worden, als das erstemal, und seine Entscheidung hat die frühere Antwort bestätigt. Die Tories, die diese Befragung erzwungen haben, sind geschlagen. Es gehört die ganze Sophistik eines verbitterten und ohnmächtig Kämpfenden dazu, um nach diesem Wahlausfall leugnen zu wollen, daß eine Niederlage eine Niederlage ist. Und es gehört die ganze heimliche Liebe für alle reaktionären Winkelzüge und volksfeindlichen Ausflüchte, die einzelne sich „liberal" nennende kontinentale Organe beseelt, dazu, um den mit ihrer eigenen Keule erschlagenen Peers beizustehen und dem liberalen „Advokatenkabinett" einen mageren Vergleich zu prophezeien.

So liegen die Dinge wirklich nicht. Man schlägt aller politischen Logik ins Gesicht, wenn man aus dem Wahlausfall die Folgerung zieht, daß der Kampf um die Vetobill nun aufs neue und erst recht eigentlich losgehe. Das widerspricht auch aller und jeder parlamentarischen und konstitutionellen Ueberlieferung des Inselreiches. Die Frage ist entschieden. Einer zweimal hintereinander in Neuwahlen vom Volke gebilligten Politik darf sich das Oberhaus nicht mehr widersetzen. Es wird ihm gar nichts übrig bleiben, als sich zu beugen.

Denn, so muß man sich fragen, kann sich der König entschließen, heute, da die Regierung mit erneuter, mit verstärkter Mehrheit aus den Wahlen hervorging, in eben diesem Augenblick das Kabinett zum Rücktritt zu zwingen? Der Regierung bleibt, darüber sind alle ihre Anhänger diesseits und jenseits des Sankt-Georg-Kanals einig, gar kein anderer Ausweg übrig, wenn der König ihrer Politik die Sanktion verweigert. Er mag, und von seinem Standpunkte mit Recht, den Weg des Kompromisses vorgezogen haben, aber daß er nunmehr Asquith wiederum auf diesen Weg verweisen sollte, ist ausgeschlossen. Ließe sich die liberale Partei darauf ein, so wäre es Torheit, es wäre Selbstverstümmelung. Wenn also der Premierminister von seinem Besuche beim König zurückkehrt und sein Portefeuille behält, so werden wir wissen, woran wir sind. Es wird nicht erst des grotesken Schauspiels der Verleihung von Peerskronen an ein halbes Tausend Vorkämpfer der demokratischen Idee bedürfen, um dieser Idee den Triumph zu sichern. Herrn Balfours Spiel ist verloren.

Seit seinem Rücktritt vor vier Jahren ist noch kein Tag gewesen, an dem die Uebernahme der Regierung so wenig Verlockendes für Arthur Balfour gehabt hätte, als der heutige. Das weiß der König. Er weiß, daß auch eine dritte Wahl Herrn Balfours Arm nicht stärken würde. Er weiß, daß die Dezemberwahlen den Unionisten eine doppelte Niederlage gebracht haben, eine schwere in der Vetofrage und eine noch empfindlichere fast in der Frage der Tarifreform. Joseph Chamberlain grollt; sein Sohn Austen wendet Balfour bitterböse Blicke zu. Bonar Law, der das schutzzöllnerische Weltreich zimmern sollte, ist durchgefallen. Die Partei ist gespalten, es fehlt ihr an Führern, an der Direktive, an einem Programm, das zu neuen Siegen führen könnte.

Vorläufig. Darum wird sie wahrscheinlich einer neuen taktischen Linie folgen. Sie wird den Vetokampf rasch vorübergehen lassen und ihr Reformprogramm opfern. Love's labour lost. Denn es gibt gleich wieder eine Gelegenheit zu neuem Ansturm. Haben die Liberalen mit Hilfe der Arbeiter und Iren die Ideale John Wrights und Campbell-Bannermans verwirklicht, dann setzt augenblicklich und unerbittlich der Kampf um Homerule ein. John Redmond wird ohne Verzug seinen Schein präsentieren. Seinen Anspruch, nach konservativer Auffassung, ein Stück Fleisch aus dem britischen Reichskörper herauszuschneiden. Schon drohen die Tories mit dem Bürgerkrieg, schon wiegeln sie die Orangisten auf und zählen die Gewehre, die von Solingen nach Ulster gehen. Das ist ein Bluff. Aber es gibt einen Bluff, der wirklich ist. Schon hat es Lloyd-George für nötig gehalten, die protestantischen Iren zu beruhigen; Homerule werde ihre Religion nicht gefährden. Die Konservativen dürfen damit rechnen, aus dem Gegensatz der angelsächsischen und keltischen Volksart und dem religiösen Mißtrauen Kapital schlagen zu können.

Der Kampf um Irland wird darum in der bevorstehenden Parlamentstagung den Kampf um die Volksrechte ablösen und England wird nach der Entscheidung des Verfassungskampfes, die jetzt fällt, vor eine neue Entscheidung gestellt sein, die nicht minder bedeutungsvoll ist, als die erste. Die Aufgabe der Liberalen ist schwer, aber aussichtsreich, wenn sie es verstehen, die irische Frage im Rahmen der Reform der ganzen britischen Imperiumsverfassung zu behandeln. „Home Rule all round", für das auch die großen, den Tories so teueren Kolonien schwärmen, ist ein Gedanke, der eine große Zukunft hat. Ihm hängen auch viele Konservative an, und der König, der König von Großbritannien und Irland und aller Besitzungen über dem Meere sein und bleiben will, hat gar keinen Grund, darin ein Schreckbild zu sehen. Am wenigsten eines, das ihn veranlassen könnte, heute die Partei gegen „König Redmond" zu unternehmen.

Mit der Chance, sein Land großen konstitutionellen Fortschritten entgegenzuführen, säkulare Fragen zu lösen, die Basis einer neuen Aera der sozialen Reformen zu legen, kehrt Asquith als Regierender ins Parlament zurück — aber zu neuen Kämpfen zunächst, die ganz Europa wohl noch auf Jahre hinaus in Spannung halten werden.

*

Asquith bei König Georg V.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 21. Dezember.

Premierminister Asquith reiste gestern abend plötzlich von Edinburgh nach London ab, da der König den Wunsch geäußert hat, eine Unterredung mit ihm zu haben. Ursprünglich hatte Asquith die Absicht, noch einige Zeit Gast Lord Roseberys in Schottland zu sein.

Der Rückzug des Prinzen Max von Sachsen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 21. Dezember.

Die Angelegenheit des Prinzen Max, mit der sich bereits die Indexkongregation beschäftigt, beginnt sich in die Länge zu ziehen. In seiner Unterredung mit dem Freiburger Korrespondenten der „Perseveranza" hat sich der Prinz dahin geäußert, daß er völlig bona fide gehandelt habe. Er habe den Interessen der Kirche zu dienen geglaubt. Wenn Rom es verlange, sei er bereit, öffentlich volle Reue zu zeigen. An einen Konflikt des Vatikans und Sachsens sei nicht zu denken. Die Angelegenheit gehe ihn nur allein an. Nach einer Meldung des Vatikanblattes „Corriere d'Italia" hat der Prinz einen Privatbrief an eine hohe päpstliche Persönlichkeit gerichtet, in dem er seine Gefühle erklärt und seine Bereitwilligkeit zur absoluten Unterwerfung zu erkennen gibt. Hierzu erfahre ich aus gut informierten vatikanischen Kreisen folgendes: Das dem Vatikan angekündigte formelle Unterwerfungsschreiben ist noch nicht eingetroffen; es wird aber täglich erwartet. Irgendeiner Strafe, etwa dem Verlust des Freiburger Lehrstuhles, wird der Prinz kaum entgehen. Es hängt jedoch alles von dem weiteren Verhalten des Prinzen ab. Das Urteil der Indexkongregation dürfte übrigens wie gewöhnlich erst nach einigen Monaten gesprochen werden.

Der „Osservatore Romano" dementiert in einer amtlichen Note ausdrücklich und ohne alle Hintergedanken die Gerüchte, daß der Heilige Stuhl eine Reform des **Priesterzölibats** plane. Die frommen Katholiken möchten sich in dieser für die Disziplin und Tradition der Kirche so wichtigen Angelegenheit nicht irreführen lassen.

Spaltung unter den spanischen Republikanern.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Madrid, 21. Dezember.

Im Kongreß wurde gestern über die angebliche Korruption innerhalb der Barcelonaer Gemeindeverwaltung, in der radikale Anhänger von Lerroux dominieren, weiter verhandelt. Der Republikaner Azcarate erklärte, daß die Verteidigungsrede des radikalen Republikaners Lerroux ihn nicht überzeugt habe, er vielmehr das Recht auf seiten der Ankläger sehe. Die radikalen Freunde Lerroux' haben nunmehr infolge dieser Erklärung des Chefs der republikanischen Minderheit ihre Trennung von der republikanisch-sozialistischen Vereinigung beschlossen. Der Chef der Sozialisten, Pablo Iglesias schloß sich der Ansicht Azcarates an. Das Barcelonaer catalanistische Organ „El Poble Catala" gab noch gestern abend durch Extrablatt die Vorkommnisse im Kongreß bekannt. Vor der Redaktion sammelte sich eine große Menschenmenge an, die das Ereignis sehr erregt kommentierte. Als einige Personen anfingen, sich zu prügeln, schritt die Polizei ein und zerstreute die Menge.

Aus Barcelona wird ferner gemeldet, daß gestern diese Manifestantenzüge die Stadt durchzogen, um gegen die neuen Gemeindesteuern zu protestieren. Sie bewarfen die Läden mit Steinen und zertrümmerten die Schaufenster. Gendarmerie mußte gegen die Manifestanten vorgehen. Die Erregung ist sehr groß. Man befürchtet Zusammenstöße zwischen den Radikalen und Nationalisten.

Ueber diese **Kundgebungen in Barcelona** wird uns weiter telegraphisch gemeldet: Als gestern abend die Handeltreibenden und Industriellen eine Protestversammlung gegen die städtischen

Die Sprechschreibmaschine.

Von [Nachdruck verboten.]

Victor A. Reko.

Als Rosegger sich kürzlich eine Schreibmaschine kaufte und der gewandte und geschäftseifrige Verkäufer ihm auch eine Rechenmaschine offerierte, die dividieren, Kubikwurzel ziehen und Progressionen aufstellen konnte, meinte der greise Dichter: „Die Zeit, da wir mechanische Denkmaschinen haben werden, ist näher, als man glaubt." — Tatsächlich erscheint die Lösung auch dieses Problems nicht mehr unmöglich, wenn man sich die phänomenalen Resultate vor Augen hält, die Professor Scripture und der kürzlich verstorbene Professor Angelo Mosso mit mechanischen Apparaten erzielten. Jener weg die Sprache, wie man Aepfel wiegt, Mosso konstruierte einen Apparat, der die kleinen Veränderungen, welche gewisse Gedanken (Neid, Schreck, Wollust usw.) in unseren Blutgefäßen hervorrufen, aufzeichnet. Demgegenüber scheint die Konstruktion einer Sprechschreibmaschine durchaus nicht so unmöglich, wie es auf den ersten Blick wohl scheinen mag.

Wir meinen damit eine Schreibmaschine, die nicht mit den Fingern, sondern direkt durch die menschliche Sprache bedient wird, derart, daß sich das gesprochene Wort durch die Maschine sofort in Typenschrift fixieren läßt.

Eine Maschine, die Schall in Schrift verwandelt, haben wir bereits seit 1876. Es ist dies der Edisonsche Phonograph. Allerdings ist seine Schrift, die sogenannte phonische Linie, mit unbewaffnetem Auge gar nicht, bei entsprechender Vergrößerung nur von einigen besonders geschulten Experten zu lesen. Eine andere Maschine, die Sprache in Schrift verwandelt, ist der Glossograph des Ingenieurs Amadeo Gentilli in Nervi bei Genua. Dieser Apparat registriert nicht den Schall der Sprache, sondern die Bewegungen der einzelnen Sprechwerkzeuge (Zunge, Zäpfchen, Zähne, Lippen usw.). Seine Schrift ist, wenn man sich einmal an das Dechiffrieren gewöhnt hat, mühelos lesbar, allein es ist eben auch keine wirkliche, allgemein verständliche Schrift, sondern eine konventionelle Gruppierung an sich unverständlicher Striche und Wellenlinien.

Die Lösung des Problems, eine „sprachempfindliche" Schreibmaschine zu konstruieren, deren Aufzeichnungen von jedermann sofort zu lesen sind, beschäftigt daher gegenwärtig viele Köpfe.

Der erste, der auf die Idee kam, eine Sprachregistriermaschine in unserem Sinne zu bauen, war der durch seine „Klangfiguren" allbekannte Physiker Chladni. Er schlug vor, Worte gegen besonders abgestimmte Membranen zu sprechen. Die zum Beispiel auf **a** resonierende Membrane müßte ein Hebelwerk auslösen, welches die Type **a** zum Abdruck bringt, die auf **b** resonierende Membrane die Type **b** usw. usw.

Der Russe Peter Maatwew hat diese Idee aufgenommen und praktisch durchgeführt. Da ergab es sich, daß die einzelnen Membranen viel zu wenig empfindlich sind, um alle Buchstaben des Alphabets getrennt erzeugen zu können. Er präparierte nun auf einem Resonator zukommende Worte in Buchstabenschrift benutzt. Hinter jedem Resonator sitzen die transparenten, buchstabentragenden Schablonen. Schwingt die den Resonator erfüllende Luft, weil der Schall durch die Schablone fallen und diese (oder ihr Zeichen) auf einen Bildschirm projizieren. Die einzelnen gesprochenen Buchstaben lösen also die ihnen entsprechenden Schablonen mit Hilfe der Resonanz aus; es handelt sich um einen optischen Projektionsapparat. Eine Schreibmaschine ist dabei nicht nötig, allerdings ist dafür die Schrift nur solange sichtbar, wie eben gesprochen wird.

So nett und interessant dieser Versuch auch ist, praktische Bedeutung kommt ihm um so weniger zu, als diese Maschine für jede einzelne menschliche Stimme erst genauestens eingestellt werden muß.

Zudem verstießen auch hier viele Zeichen ineinander. Weiche und harte Konsonanten (b, p, d, t, g, k) mußten durch Monogramme wiedergegeben werden, da sie sich nicht unterscheiden, Hauchlaute lassen sich überhaupt nicht ohne Vokal aufzeichnen.

Auf rein optischem Wege hat Karl Frobenius eine Lösung versucht. Spricht man nämlich gegen ein Mikrophon einen gewissen Laut (Buchstaben), so wird die Membrane in eine bestimmte Anzahl von Schwingungen versetzt; es geht in einer Zeiteinheit eine gewisse Strommenge mehr oder weniger als im Normalzustande durch eine in den Stromkreis eingeschaltete Geißlerröhre. Lenkt man die von dieser ausgehenden Lichtstrahlen durch eine Schablone auf ein Glasprisma, so hat jede Veränderung der Strommenge eine Veränderung der Farbe und Stärke des Lichts in der Geißlerröhre zur Folge und — eine Ablenkung des durch das Glasprisma geführten Lichtstrahls.

Frobenius behauptet nun, daß die Stellen, wohin der durch einzelne Buchstaben abgelenkte Lichtstrahl des Prismas hinfällt, genügend weit auseinander liegen, um sie praktisch unterscheiden zu können. An diesen empirisch gefundenen Stellen bringt er Selenstreifchen an. Sobald diese durch den auftreffenden Lichtstrahl beleuchtet werden, werden sie leitend und veranlassen durch entsprechende Hebel das Niederdrücken jener Schreibmaschinentaste, deren Buchstabe eben gesprochen wurde.

Es hätte uns wirklich gewundert, wenn bei der Lösung dieses Problems das Selen einmal nicht in Erwägung gezogen worden wäre. Was man diesem Stoff alles zutraut, wirkt fast wie eine Modekrankheit. Praktisch versucht hat Frobenius seine Patentidee gewiß nicht, denn sonst hätte er gefunden, daß die Trägheit des Selens seinen schönen Schlüssen einen gewaltigen Strich durch die Rechnung macht. Eine Sprechschreibmaschine, die, wenn sie überhaupt funktioniert, dem gesprochenen Wort nachhinkt, ist von vornherein ein totgeborenes Kind.

Viel geschickter geht der Czernowitzer Professor Peter Christof vor. Bei ihm schreibt der elektrische Strom selbst. Die durch das Sprechen in ein Mikrophon entstehenden Schallwellen werden von zwei Telephonen aufgenommen, und die dadurch bedingten Membranschwankungen durch mechanische Zwischenglieder in Schwingungen eines Stromschließers und einer Kontaktplatte umgesetzt. Beide Schwingungen setzen sich für jeden Laut zu einer bestimmten Kurve zusammen, die das Ende des Stromschließers beschreibt. Auf diese Weise werden Stromschlüsse hergestellt, die man zur Bedienung einer Schreibmaschine verwenden kann.

So bestechend diese Idee auch aussieht, scheint doch der Einwand von der unendlichen Kleinheit der Stromstärkeschwankungen, die sich bekanntlich bisher durch nichts vergrößern ließen, nicht mit Unrecht dagegen gemacht zu werden. Die statt dessen vom Erfinder selbst vorgeschlagene Flüssigkeitsübertragung dürfte kaum verwendbar sein.

Die bisher genannten Konstruktionen gingen alle vom Schall aus; sie sind also dem Edisonschen Schallregistrierer, dem Phonographen vergleichbar. Allein auch der Glossograph, der die Bewegung der Sprechwerkzeuge des Mundes für die Niederschrift benutzt, hat seine Gefolgschaft gefunden. Hierher gehören die Apparate von Sweet, Baclaf und des Schreibers dieser Zeilen. Sweet und Baclaf können gewisse Konsonanten, die der gleichen Mundstellun-